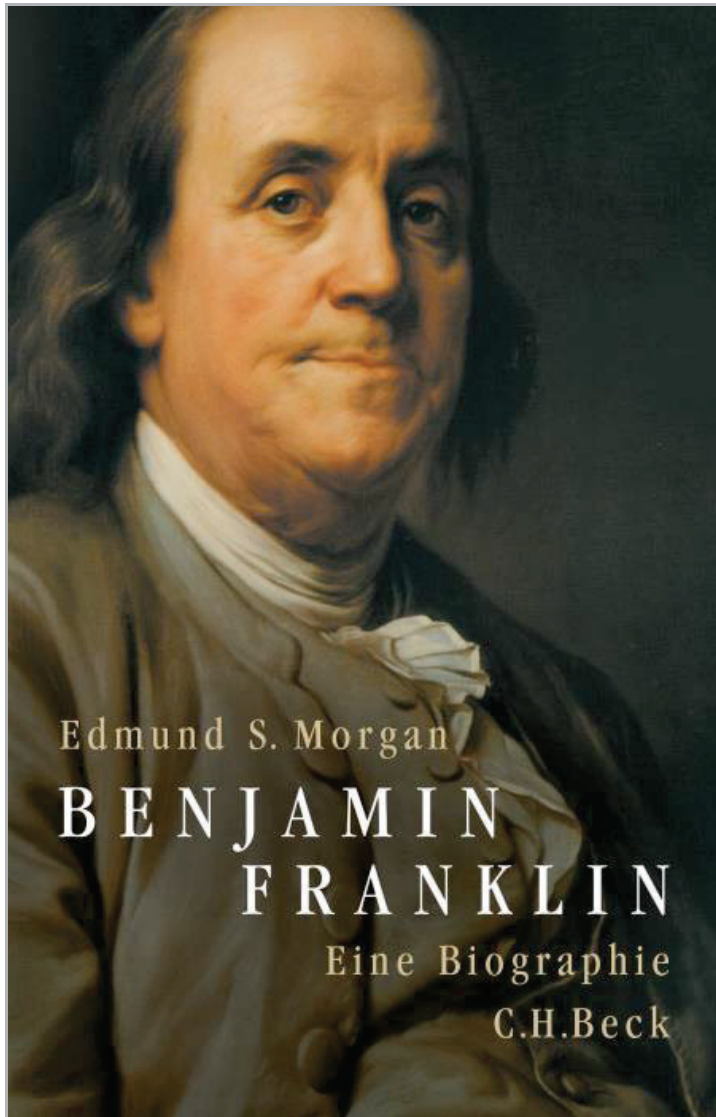


Unverkäufliche Leseprobe



Edmund S. Morgan
Benjamin Franklin
Eine Biographie

2023. 304 S., mit 24 Abbildungen
ISBN 978-3-406-81482-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/36336851>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Edmund S. Morgan
Benjamin Franklin

Edmund S. Morgan

Benjamin Franklin

Eine Biographie

*Aus dem Amerikanischen
von Thorsten Schmidt*

Verlag C.H.Beck

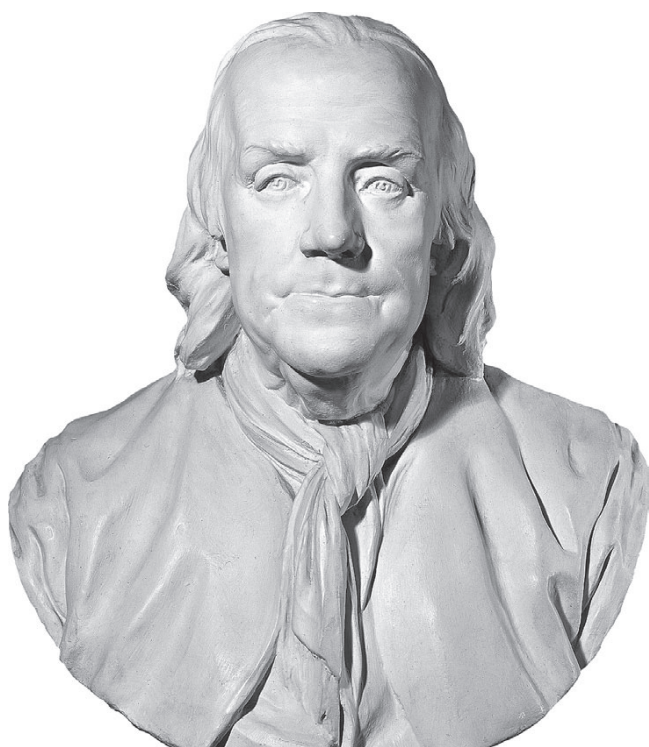
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
Benjamin Franklin
Yale University Press, New Haven und London
© 2002 Edmund S. Morgan

Mit 24 Abbildungen

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2006
Satz: Fotosatz Janß, Pfungstadt
Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany
ISBN 3 406 53508 9

www.beck.de

Für Marie



Benjamin Franklin:
The Caffieri Bust,
Guss aus dem Salon de la
Correspondance
(Caffieri Nr. 10)

Inhalt

Vorwort	9
1 Eine aufregende Welt	13
2 «Ein gefährlicher Mann»	54
3 Ein Weltreich von Engländern	75
4 Anmaßende Kolonиеeigentümer	104
5 Die Bedeutung der öffentlichen Meinung	140
6 Endspiel	179
7 Die Wandlung zum Amerikaner	206
8 Vertreter eines Staatenbundes	225
9 Ein schwieriger Frieden	252
10 Heimkehr	274
Lebensabriss	289
Abbildungsnachweis	290
Anmerkungen	292
Personenregister	301

Vorwort

Begeistert von den naturwissenschaftlichen Entdeckungen seiner Zeit, bedauerte Benjamin Franklin gelegentlich, dass er zu früh geboren worden sei. «Das Glück zu wissen, was man in hundert Jahren wissen wird», war ihm nicht vergönnt. In jener Zukunft werde es «Entdeckungen [geben], von denen wir uns heute noch keine Vorstellung machen». Darin hatte er Recht. Andererseits dürfen wir Heutigen einem gewissen Bedauern darüber Raum geben, dass wir zu spät geboren wurden, um ihn noch persönlich erlebt zu haben. Wir werden nie der Wärme seines Lächelns, des Klangs seiner Stimme, der kleinen Gesten, der Ausstrahlung seiner Persönlichkeit teilhaftig sein, die alle Menschen, wo er auch weilte, in seinen Bann zogen.

Glücklicherweise hat er es uns ermöglicht, den Menschen hinter diesem äußeren Habitus besser kennen zu lernen, als es den meisten der Zeitgenossen, die ihn kannten, möglich war. Franklin tritt uns in seinen Schriften mit einer Klarheit entgegen, die nur wenigen Menschen in irgendeiner Sprache zu irgendeiner Zeit gegeben war, und das Schreiben war die Form, in der er sich am liebsten mitteilte. Wir können seine Briefe lesen. Und wir verfügen über eine erstaunliche Menge sonstiger Schriften von ihm. Er hat uns die Arbeit erleichtert, indem er viele der Briefe, die er erhielt, aufbewahrte, und seine Briefpartner schätzten ihn so sehr, dass sie ihrerseits viele seiner Briefe aufbewahrten. Er hinterließ uns eine Autobiographie, in der die ersten 52 Jahre seines öffentlichen und privaten Lebens geschildert werden, und in den ihm verbleibenden 32 Jahren war er so eng mit den großen Ereignissen seiner Zeit verbunden, dass sich in den öffentlichen Archiven Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten eine Fülle von Material aus seiner Feder findet. Er erlernte das Handwerk des Buchdruckers, zunächst als Lehrling bei seinem Bruder James, der eine Zeitung in Boston herausgab. Anschließend gründete er in Philadelphia eine eigene Zeitung, deren Artikel er zu einem großen Teil selbst verfasste, und brachte einen jährlichen Almanach heraus (*Poor Richard's Almanack*), den er mit den schlichten Lebensweisheiten

würzte, in denen er noch heute weiterlebt. Später, als er zu sehr mit Politik beschäftigt war, um noch die Zeit zu finden, eigene Werke zu verlegen, schrieb er für andere Verleger Bücher, Flugschriften und Zeitungsartikel, so dass sich bis heute zahlreiche Publikationen erhalten haben, die seinen Namen tragen. In den vergangenen fünfzig Jahren haben Forscher aus allen Regionen der Erde noch die kleinsten Fragmente davon zusammengetragen, die schließlich 46 oder noch mehr Bände der *Papers of Benjamin Franklin* füllen werden. Inzwischen stehen alle seine Schriften auf einer kleinen CD-ROM zur Verfügung, eine jener unabsehbaren Erfindungen, von denen er geträumt hat. Das vorliegende Buch wäre ohne diese CD nicht möglich gewesen – sie hat mich nachgerade dazu genötigt, es zu schreiben. Und die CD verdankt ihre Existenz dem Weitblick von David W. Packard am Packard Humanities Institute, dem ich an dieser Stelle meinen tief empfundenen Dank dafür abstatten möchte, dass er mir eine Kopie davon zur Verfügung gestellt hat.

Obwohl Franklin vor fast genau dreihundert Jahren geboren wurde – im Jahr 1706 –, dürfte es kaum einen Menschen in der bisherigen Menschheitsgeschichte geben, dessen Werke in einem vergleichbaren Umfang in Büchern oder digital zugänglich sind. War diese Arbeit die Mühe wert? Offenbar sind einige von uns dieser Ansicht. Wäre es nicht so, dann gäbe es diese CD und diese vielen Bände nicht, und es gäbe wohl kaum die Hunderte von Büchern, die seit seinem Tod im Jahr 1790 über ihn geschrieben wurden. Das vorliegende Buch ist bewusst kurz gehalten. In ihm soll gerade so viel über den Menschen gesagt werden, um zu zeigen, dass das Studium seiner Werke die Mühe lohnt. Ich habe für dieses Buch praktisch ausschließlich eigene Werke Franklins herangezogen, also das, was sich auf der CD und in der gedruckten Gesamtausgabe findet. Herausgekommen ist dabei ein recht einseitiges Empfehlungsschreiben für einen Menschen, den man kennen lernen und mit dem man Umgang pflegen sollte.

Besonders erfreulich an meiner Begegnung mit Benjamin Franklin war die Tatsache, dass ich diese Erfahrung mit der Frau teilen durfte, der dieses Buch gewidmet ist. Ihr Verständnis dieses Menschen hat meine eigene Wahrnehmung von ihm vertieft und geschärft. Das Buch ist ebenso das ihrige wie es meines ist.

Wie jeder Autor weiß, ist es ein weiter Weg vom Schreibtisch (ja, ich schreibe noch immer mit der Hand!) bis zum fertigen Buch. El-

len Cohn, die Herausgeberin der *Franklin Papers*, hat das Manuskript von Anfang an mitgelesen und mich vor etlichen gravierenden Schnitzern bewahrt. Die Mitarbeiter der Yale University Press unter der Leitung von John Ryden haben mit vereinten Kräften daraus das Buch gemacht, das Sie in Händen halten. Sie haben mir die Freude bereitet, mich in jeden ihrer Arbeitsschritte einzubeziehen. Ihnen allen sei herzlich gedankt: Lara Heimert, Keith Condon, John Long, Nancy Ovedovitz und ganz besonders Susan Laity.

E. S. M.

I Eine aufregende Welt

Als Erstes muss man sich der Vorstellung von einem Mann entschlagen, der ständig am Schreibtisch sitzt und den Berg von Blättern voll geschrieben hat, die vor uns liegen. Da Franklin ein so guter und überaus produktiver Autor war, liegt es nahe, sich dieses Bild von ihm zu machen. Doch der Mann, dem wir in seinen Schriften begegnen, liebt es, sich unter freiem Himmel aufzuhalten, in den Straßen einer Stadt zu flanieren, Wanderungen auf dem Land zu unternehmen oder auf einem Schiffsdeck auf und ab zu gehen. Im Haus genießt er die Gesellschaft von anderen, trinkt Tee mit jungen Frauen oder ein Glas Wein mit Männern, sitzt beim Schachspiel oder erzählt Witze und singt Lieder.

Es empfiehlt sich, nicht mit seinen frühesten erhalten gebliebenen Schriften zu beginnen, den schwerfälligen Aufsätzen eines frühreifen Jugendlichen, die er unter dem witzigen Pseudonym Silence Dogood in der Zeitung seines Bruders unterbrachte. Stattdessen begegnen wir einem kräftigen jungen Mann auf einem Segelschiff, das ihn von seiner ersten Englandreise zurück nach Amerika bringt. Er war 1724 nach England gekommen, mit vermeintlichen Empfehlungsschreiben des damaligen Gouverneurs von Pennsylvania, die sich am Ende für ihn jedoch als völlig wertlos erwiesen. Da Franklin diese Tatsache erst in England entdeckte, war er gezwungen, sich anderthalb Jahre lang als Buchdrucker zu verdingen, um in London bleiben zu können und alle Reize und Verlockungen dieser Stadt kennen zu lernen. Inzwischen ist er zwanzig Jahre alt und hat sich für die Rückreise nach Philadelphia eingeschifft, in gespannter Erwartung auf das, was die kommenden Jahre für ihn bereithalten würden.

Das Schiff muss seine Fahrt wegen widriger Winde für mehrere Tage vor der Isle of Wight unterbrechen. Das nutzen Franklin und etliche weitere Passagiere für einen Landgang. Die meisten von ihnen suchen eine Schenke in der Nähe auf, um sich zu erfrischen, doch Franklin und zwei andere Männer unternehmen eine kleine Wanderung. Von der hereinbrechenden Dämmerung überrascht, stellen sie fest, dass sie für den Rückweg einen vollgelaufenen Priel

passieren müssen, und der Eigner des einzigen verfügbaren Bootes weigert sich, sein Bett zu verlassen, um sie überzusetzen. Sie beschließen, das Boot einfach zu requirieren, doch es ist an einem Pfahl festgemacht, der wegen der Flut im Wasser steht, rund fünfzig Meter vom Ufer entfernt. Franklin legt seine Kleider ab, behält nur das Hemd an und watet bis zur Taille durch Wasser und Schlick bis zum Boot, muss jedoch feststellen, dass dieses fest an eine Krampe im Pfahl gekettet ist. Er versucht, die Krampe aus dem Holz zu ziehen. Unmöglich. Er versucht, den ganzen Pfahl herauszuziehen. Unmöglich. Zurück ans Ufer, und die Drei sehen sich nach einem Heuschober um, wo sie übernachten können. Doch inzwischen hat einer von ihnen ein Hufeisen gefunden. Vielleicht lässt sich die Krampe damit lockern. Franklin geht zurück ins Wasser, und diesmal schafft er es. Er bringt das Boot ans Ufer, und alle Drei klettern hinein, doch auf halbem Weg in der Dunkelheit geraten sie in eine Untiefe und sitzen im Schlick fest. Nachdem sie einen der beiden Riemen abgebrochen haben und ins Wasser gegangen sind, das ihnen bis zum Hals steht, gelingt es ihnen schließlich, das Boot flott zu bekommen und mit dem verbliebenen Riemen ans andere Ufer zu gelangen und das Boot dort zu vertäuen. Schmutzig vom Schlick und tropfnass und vielleicht auch ein wenig kleinlaut kehren sie zu ihren Freunden zurück.

Es war sicher kein Zufall, dass gerade Franklin ausersehen wurde, ins Wasser zu gehen und das Boot vom Pfahl loszumachen. Wir müssen uns einen athletischen jungen Mann von knapp 1,80 Metern vorstellen, in dem noch die ganze Kraft der Jugend steckt – körperlich, geistig und auch sexuell. In der Londoner Druckerei hält er sich in Form, indem er gelegentlich treppauf treppab doppelt so viele Satzformen schleppt wie seine Kollegen. In seiner Freizeit widmet er sich einer sportlichen Betätigung, an die sich die wenigsten Menschen seiner Zeit wagen: er schwimmt, und er ist ein guter Schwimmer. Er macht die Themse zu seinem Schwimmbad und beeindruckt seine Freunde während einer Bootsfahrt, indem er in der Nähe von Chelsea in den Fluss springt und bis Blackfriars schwimmt, eine Strecke von gut zwei Meilen, während der er «unterwegs mehrere Kunststücke von Gewandtheit, sowohl über wie unter Wasser, zum Besten» gibt. Wie viele Athleten setzte auch er Gewicht an, als er zu einer eher sitzenden Lebensweise überging, und die zahlreichen Porträts von Franklin wurden ausschließlich in seinen späteren Lebensjahren



Die Themse in der Nähe von Chelsea, wo Franklin 1725/26 schwimmen ging.

angefertigt, als er bereits Embonpoint trug. Zu dieser Zeit war seine körperliche Kraft erschlafft, seine sexuelle Aktivität vielleicht etwas eingeschränkt, während sein nie nachlassender Intellekt ihn zu der Persönlichkeit machte, die von der ganzen Welt in Gemälden und Marmor verewigt werden sollte. Aber stellen wir uns den Mann zunächst in seinen Zwanzigern und Dreißigern vor, ein Bündel an Bewegungsdrang und Tatkraft. Während der Heimreise, nachdem der Wind sich gedreht hatte und das Schiff schließlich in See stechen konnte, machte sich Franklin einen Spaß daraus, ins Wasser zu springen und neben dem Schiff her zu schwimmen. An dieser körperlichen Ertüchtigung hielt er bis an sein Lebensende fest und erteilte nicht nur in London, sondern auch später in Amerika ängstlichen

Freunden Schwimmunterricht. Er experimentierte sogar mit einer Art Flossen, die er an seinen Händen und Füßen festband, um noch schneller schwimmen zu können.

Die Menschen jener Zeit glaubten irrigerweise, wenn man sich Kälte und Feuchtigkeit aussetze (beim Schwimmen, Wandern im Regen und beim Tragen feuchter Kleidung), ziehe man sich eine Erkältung zu. Obwohl man damals noch nichts von Krankheitserregern wusste, bewies Franklin zumindest für sich selbst, dass Menschen sich ihre Erkältung bei anderen Menschen holten und dass «zu reichliches Essen, verbunden mit zu wenig körperlicher Betätigung» die Menschen anfällig für Krankheiten machte. Er stellte fest, dass er zwei bis drei Stunden im Wasser bleiben konnte, ohne nachteilige Wirkungen zu verspüren. Es machte also gar nichts, wenn man sich auch bei Regen an der frischen Luft aufhielt. Selbst in geschlossenen Räumen brauchte Franklin frische Luft und brachte seine Schlafgenossen zur Verzweiflung, weil er vor dem Schlafengehen das Fenster öffnete. Während einer politischen Mission mit dem späteren Präsidenten John Adams teilte er mit diesem für eine Nacht das Zimmer und geriet mit ihm in einen Streit (wie über so viele Dinge), weil für ihn das Fenster geöffnet bleiben musste. Adams schlief ungehalten ein, während Franklin ihm einen langen Vortrag über die Vorzüge frischer Luft hielt.

Eine unersättliche Wissbegierde

Wenn wir Franklin eine Zeit lang im Freien beobachten, bemerken wir unweigerlich seine auffallendste Tugend, jenen Charakterzug, der ihm noch zu seinen Lebzeiten Weltruhm eintrug: seine unersättliche Wissbegierde. Im Freien gab es viel mehr zu sehen als in den vier Wänden, und Franklin konnte nichts sehen, ohne sich zu fragen, was es war, wie es entstanden und innerlich beschaffen war. Er besaß jene seltene Fähigkeit, sich über Vertrautes zu wundern, der die Menschheit so viele wegweisende Erkenntnisse verdankt, die Angewohnheit, nichts für selbstverständlich zu halten, die Fähigkeit, selbst über die alltäglichsten Dinge zu staunen. Wir sehen ihn auf dem Schiff während seiner Heimreise von London. Er beobachtet alles, was sich im Wasser zeigt, etwa die Haie, die ihn eine Zeit lang vom Schwimmen abhalten, und angelt etwas Seegras, an dem ihm

kleine, herzförmige, gelbliche Klümpchen auffallen. Er zählt vierzig Stück davon an einem einzigen Blatt. Bei näherer Untersuchung stellt er fest, dass einige von ihnen eine Öffnung haben, aus der sie «ein Paar formlose Scheren schieben, ähnlich wie bei einer Krabbe, doch das Innere war eine Art weiche Gallerte». Er beobachtet auch eine winzige Krabbe, die umherwandert, und vermutet, dass alle diese Klümpchen Krabbenembryonen sind. Er legt das Seegras in Salzwasser und findet am nächsten Tag eine weitere kleine Krabbe, was ihn zu der Annahme bewegt, «dass zumindest die Krabben dieser Art auf diese Weise erzeugt werden».

Er verfolgte sein Studium von Meereskrabben nicht weiter, und da er sich zudem weit häufiger an Land als auf See aufhielt, gab es für ihn dort auch viel mehr Dinge zu bestaunen als im Wasser, doch auf seinen Reisen faszinierte ihn immer wieder das Leben im Wasser, nicht nur im Meer, sondern auch in Seen und Flüssen und selbst in Krügen und Flaschen. Wenn seine Neugier erst einmal geweckt ist, hält er ständig nach etwas Ausschau. Während einer anderen Seereise verfertigte er für sich eine Öllampe zum Lesen aus einem Glas, in das er zuerst Wasser und dann Öl goss, worauf er den Docht hineinlegte und das Glas an der Decke seiner Kabine aufhängte. Doch bald fand er das Wasser und Öl interessanter als seine Lektüre. Als das Schiff schaukelte, fiel ihm auf, dass sich das Wasser im Gegensatz zum Öl «sehr unruhig bewegte». Und als das Öl im Lauf der Nacht bis auf einen dünnen Film abgebrannt war, hörte die Bewegung des Wassers auf. Diese Beobachtung beschäftigte ihn so sehr, dass er zurück auf dem Land Versuche anstellte, um die Wirkungen unterschiedlicher Ölmengen auf Wasser herauszufinden. Er hatte für das Beobachtete ebensowenig eine Erklärung wie gebildete Freunde, denen er seine Experimente vorführte, die jedoch versprachen, sie würden «darüber nachdenken». Höchstwahrscheinlich gingen sie nach Hause und vergaßen die Sache sehr bald wieder. In einem Brief an einen verständnisvolleren Freund umriss Franklin in wenigen Worten die Einstellung, die ihn zu dem machte, was wir heute einen Wissenschaftler nennen würden. «Ich glaube, dass es sich lohnt, darüber nachzudenken», schrieb er. «Denn eine neue Erscheinung, die mit unseren alten Prinzipien nicht erklärt werden kann, wird uns möglicherweise neue an die Hand geben, die uns vielleicht behilflich sind, einige andere unverstandene Gebiete der Naturlehre zu erklären.»

Franklin wurde nicht müde, über Dinge nachzudenken, die er nicht erklären konnte. Er konnte keine Tasse Tee trinken, ohne sich zu fragen, warum die Teeblätter am Boden der Tasse ein ganz bestimmtes Muster bildeten und kein anderes. Er ersann ständig neue Experimente, die ihm zu einem besseren Verständnis von Erscheinungen in seiner Umgebung verhelfen sollten, und machte die ganze Welt zu seinem Laboratorium. Nachdem er zunächst in einem Glas Öl auf Wasser gegossen hatte, ging er dazu über, Öl auf die Wasseroberfläche von Tümpeln und Seen zu gießen, und beobachtete, wie bereits geringe Mengen davon kleine Wellen abflachten. Er führte ein Stück Bambusrohr mit sich, in das er ein Ölfäschchen eingelassen hatte, um an jedem Gewässer, an dem er bei seinen Spaziergängen vorbeikam, Experimente anzustellen. Ihm fiel auf, dass ein Tropfen Öl auf einer Glasplatte seine Form behielt, während er sich auf Wasser sofort zu einem hauchdünnen irisierenden Film ausbreitete. Warum? Mit 67 Jahren organisiert er an einem windigen Tag in der Nähe von Portsmouth am Ärmelkanal eine Expedition, um herauszufinden, ob Öl die Brandung eine Viertelmeile vor der Küste beruhigen konnte. Von einem schwankenden kleinen Boot aus konnte er sehen, dass das aus einer Flasche ausgegossene Öl zwar die Schaumkronen besänftigte, die Höhe der Wellen jedoch kaum beeinflusste. Das störte ihn nicht. Er verzeichnete sorgfältig die Details «selbst eines Experiments, das nicht gelingt, da sie Hinweise auf Verbesserungen bei künftigen Versuchen geben können». Und das Experiment veranlasste ihn zu neuen Vermutungen über die Natur der Abstoßung zwischen Öl und Wasser und darüber, wie sie zustande kommt.

Für Franklin war die Welt so voller Merkwürdigkeiten, dass man mit seinen Bemühungen, sie zu verstehen, kaum mithalten kann. Zeit seines Lebens hielt der Ozean immer neue Überraschungen für ihn bereit. Als man ihm sagte, dass die Schiffsreise von England nach Nordamerika im allgemeinen zwei Wochen länger dauerte als die Reise in umgekehrter Richtung, vermutete er, dass sich die Schifffahrt nach Westen infolge der Erdrotation verlangsamt. Doch dann entdeckte er den Golfstrom. Ein Walfänger aus Nantucket zeichnete für ihn den Verlauf des Stroms auf einer Karte ein, die Franklin anschließend für Schiffskapitäne nachdrucken ließ, weil er berechnete, dass die Strömung in östlicher Richtung die Fahrt der nach Westen segelnden Schiffe um nicht weniger als siebenzig Meilen pro Tag ver-

langsamte, während sie die Fahrt der Schiffe mit östlichem Kurs um denselben Betrag beschleunigte. Außerdem fand er heraus, dass er den Verlauf des Golfstroms auch selbst feststellen konnte, indem er auf Fahrten über den Atlantik regelmäßig die Temperatur des Meerwassers maß, da das Wasser des Golfstroms wärmer war als das des umgebenden Meeres. So kam es, dass er hernach auf seinen Atlantikfahrten täglich an Deck kam, die Meerestemperatur maß und zusammen mit dem jeweiligen Standort des Schiffs in eine Liste eintrug, um den Verlauf des Stroms zu erfassen.

Im Alter von 78 Jahren formulierte Franklin in einem bemerkenswerten Brief an einen Freund einige der Ideen über Schiffe und das Meer, die ihm während seiner sieben Reisen über den Atlantik in den Sinn gekommen waren. Der Brief enthält zahlreiche Vorschläge, die nie, und einige, die tatsächlich verwirklicht wurden: neue Takelungsarten zur Verringerung des Windwiderstands von Schiffen, neue Konstruktionsentwürfe für den Schiffsrumpf, um ihn stabiler und geräumiger zu machen, und neue Methoden, ein Schiff schneller zu machen oder seine Fahrt zu verlangsamen oder zu stoppen. Dabei ging Franklin davon aus, dass als Antriebsenergie außer dem Wind nur menschliche Muskelkraft genutzt werden könne, und entwickelte nicht nur neue Rudertechniken, sondern auch handgetriebene Propeller für den Gebrauch in der Luft und im Wasser sowie einen Rückstoßantrieb, der mit Handpumpen bedient wurde.

Die Tatsache, dass Franklins Verbesserungsvorschläge sich auf nichts anderes stützten als auf Muskelkraft, sagt uns einiges über ihn und seine Zeit. Er nahm die Dinge gern selbst in die Hand. Ständig dachte er sich neue Experimente aus und baute Apparate, mit denen er sie durchführte, doch zumeist handelte es sich um Dinge, die er selbst ausführen oder bei einem Handwerker samt Anweisungen in Auftrag geben konnte. Er muss sehr geschickt mit seinen Händen gewesen sein, und die Welt, die er kannte, war eine Welt, in der fast alles von Hand erledigt wurde. Diese Welt war bereits zu seinen Lebzeiten im Wandel begriffen, doch um sein Staunen über die Dinge zu verstehen, die er in ihr vorfand, müssen wir uns bewusst machen, was ihn nicht in Staunen versetzte, was er zu seiner Zeit noch gar nicht hätte bestaunen können, und dass es viele Dinge gab, die selbst er für selbstverständlich hielt.

Eine Vorstellung von dem Unterschied zwischen seiner und unserer Welt gibt uns etwa die beiläufige Bemerkung gegenüber einem

Freund: «Keine Pflanzenart oder -gattung ist jemals verloren gegangen oder wird jemals verloren gehen, solange die Welt besteht.» Franklin war wie die meisten Menschen seiner Zeit davon überzeugt, dass Gott die Erde und alle Lebewesen darauf erschaffen hatte und dass er es sich nicht später einfach anders überlegen und seine Geschöpfe aussterben lassen würde. Und man hielt es auch für undenkbar, dass Er immerfort Neues erschaffen würde. Noch gab es keinen Charles Darwin, der die Pflanzen und Tiere, die Franklin kannte, zu einer veränderlichen Ansammlung von Organismen machen sollte, die allesamt im Verlauf unermesslich langer Zeiträume eine Metamorphose durchliefen. Die Krabben, die Franklin im Seegras entdeckte, pflanzten sich auf eine eigenartige Weise fort, doch es war die Weise, die Gott am Tag der Schöpfung für sie vorgesehen hatte. Die Dinge, die Franklin anfasste oder fühlte, das Wasser, in dem er schwamm, die Luft, die er atmete, bestanden aus Partikeln, wie er sie nannte. Er nahm an, dass sie für das nackte Auge zu klein seien, aber er konnte nicht die geringste Ahnung haben von den beunruhigenden Kräften, die in ihnen schlummerten. Wasser war Wasser, Öl war Öl. Unsere Welt ist auf tausenderlei Weise geheimnisvoller geworden als die seine, und um so geheimnisvoller, je eingehender wir sie erforschen. Während die Dinge, die wir sehen und fühlen, für unsere Sinne weitgehend ähnlich aussehen und sich anfühlen wie zu Franklins Zeiten, wissen wir auf eine Weise, die ihm verschlossen war, dass sie nicht das sind, als was sie erscheinen, und dass sie sich, sofern wir sie mit den geeigneten Instrumenten beobachten, als etwas erweisen, was unser alltägliches Begriffsvermögen weit übersteigt. Physiker sind tiefer und immer tiefer in die dynamische Struktur der Materie und ihre unendliche Expansion in dem Raum eingedrungen, den wir noch immer als das Universum bezeichnen. Infolgedessen betrachten wir die Dinge weit hintergründiger und abstrakter, als es Franklin tat.

Man sollte die Unterschiede jedoch nicht übertreiben. Franklin zeigte der Welt gegenüber dieselbe Neugier, von der die heutigen Naturwissenschaftler beseelt sind. Er war einer in einer langen Reihe von Forschern, die unsere Vorstellung von dem, was wir sehen, verändert haben. Und der Blick auf sein Forschen führt uns zurück in eine Zeit, als die Welt einem «gewöhnlichen» Mann, der nichts weiter besaß als die Phantasie, zu fragen, warum vertraute Dinge so waren, wie sie waren, tiefe Geheimnisse verraten konnte. Aber

natürlich sind gewöhnliche Menschen keine gewöhnlichen Menschen mehr, sobald sie solche Fragen nicht nur stellen, sondern sich auch um Antworten darauf bemühen. Und das war es, was Franklin fortwährend getan hat.

Am Abend des 21. Oktober 1743 traf Franklin in Philadelphia Vorbereitungen, die Mondfinsternis zu beobachten, die um neun Uhr einsetzen sollte (wie es in seinem eigenen Almanach angekündigt war), doch um acht Uhr hatte ein Sturm aus Nordost den Himmel mit Wolken bezogen, und er musste das Vorhaben aufgeben. Der Sturm war ziemlich heftig und dauerte zwei Tage, wie es bei Nordoststürmen häufig der Fall ist. In der Woche darauf las er in den Zeitungen anderer Kolonien, die er regelmäßig mit deren Verlegern tauschte, von den Schäden, die der Sturm entlang der ganzen Küste, von Virginia bis Neuengland, angerichtet hatte. Dann kam ein Brief von seinem Bruder aus Boston, der dort die Mondfinsternis beobachtet hatte. Wie konnte sein Bruder die Mondfinsternis gesehen haben, bevor der Sturm aufgezogen war, wo doch Boston fast genau im Nordosten von Philadelphia lag? Da er aus Nordost blies, hätte er eigentlich von dorthier kommen müssen. War er vielleicht schon über Boston hinweggezogen? Jeder Mensch, der weniger wissbegierig war als Franklin, hätte noch eine Weile über die Frage nachgedacht und sie dann wieder vergessen. Doch Franklin befragte Durchreisende in Philadelphia, wann der Sturm an verschiedenen Orten losgebrochen war. Bald wurde deutlich, dass der Sturm, der aus Nordosten blies, aus der entgegengesetzten Richtung gekommen war. Spätere einfache Beobachtungen zeigten Franklin, dass alle «Nordoststürme unter dem Wind beginnen und dort heftiger sind als weiter vor dem Wind». Und in der für ihn typischen Weise versuchte er diese Tatsache durch Spekulationen über warme Luftmassen zu erklären, die im Südwesten aufsteigen, kältere Luft aus dem Nordosten anziehen und Stürme erzeugen sollten, die um so heftiger ausfielen, je näher sie dem Ort ihrer Entstehung waren. Ihm standen nicht die Apparate der modernen Meteorologie zur Verfügung, um seine Vermutungen zu überprüfen, aber hätte er sie damit überprüfen können, so hätte er festgestellt, dass er mit seinen Überlegungen den tatsächlichen Zusammenhängen ziemlich nahe gekommen war.

Die Bewegung der Luft interessierte ihn ebenso wie die des Wassers. (Bei Wasserhosen spielte beides eine Rolle, was ihn besonders faszinierte.) Jedermann wusste, dass heiße (von einem Feuer erwärm-

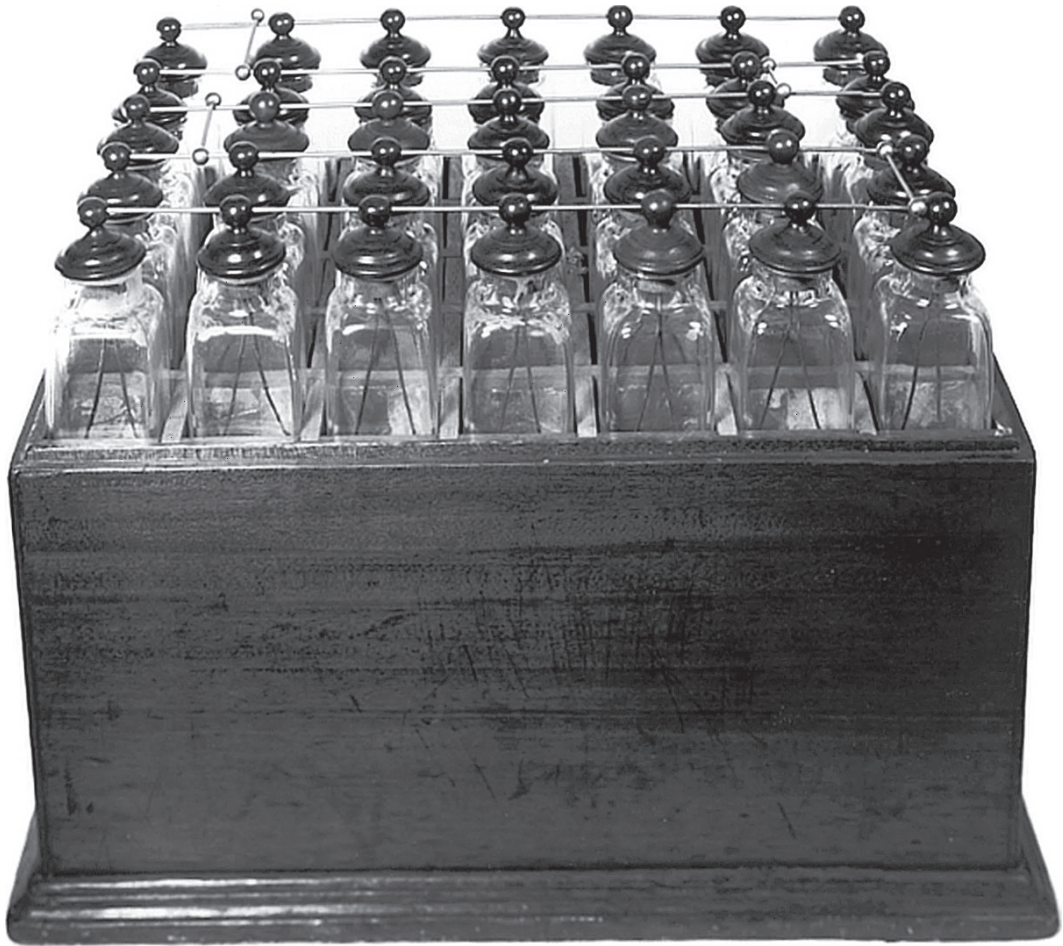
te) Luft in die Höhe stieg und durch einen Schornstein entwich, zum Teil in Form von Rauch. Doch Franklin wurde ein anerkannter Experte für Öfen und Schornsteine, weil er sich nicht mehr fragte, woher die Luft kam, die mit dem Rauch in den Kamin hinaufzog. Sie musste irgendwoher kommen, durch offene Türen oder Fenster oder durch irgendwelche Ritzen in den Wänden. Wenn man dies einmal erkannt hatte, konnte man sein Haus sehr effizient beheizen, indem man eine direkte Verbindung zwischen Feuerstätte und Außenluft schuf und zudem die warme Luft innerhalb des Hauses umwälzte. Er probierte mehrere technische Tricks aus, die nicht alle funktionierten, aber das gilt auch für heutige Versuche, Heizsysteme zu verbessern.

Es kann eigentlich niemanden verwundern, der jemals von Franklin gehört hat, dass zu den erstaunlichen Erscheinungen der Welt, die seine Neugier weckten, auch die Elektrizität gehörte. Das Bild von ihm, wie er in einem Sturm einen Drachen steigen lässt, ist uns ebenso vertraut wie das von George Washington, der bekennt, dass er den Kirschbaum seines Vaters gefällt hat, wobei der Unterschied darin besteht, dass Franklin tatsächlich einen Drachen steigen ließ. Während wir ihn näher kennen lernen, müssen wir nicht ausführlich auf seine elektrischen Versuche eingehen, um nachzuweisen, dass unersättliche Neugierde ein wesentlicher Zug seiner Persönlichkeit war. Aber wir können ihn nicht auf die gleiche Weise kennen lernen, wie es seine Zeitgenossen taten, wenn wir nicht begreifen, wie sehr diese Experimente ihren Blick auf ihn beeinflusst haben, noch können wir ihn in seiner Zeit einordnen, wenn wir uns nicht bewusst machen, wie wenig die Menschen über Elektrizität wussten, bevor er sie ihnen erklärte.

Franklin begann mit diesen Experimenten, als er vierzig Jahre alt war. Zehn Jahre später hatten sie ihn in der ganzen Welt berühmt gemacht, so dass ihm überall, wohin er kam, sein Ruf schon vorausgeeilt war und viele sich ihm mit einer Hochachtung näherten, die schon an Ehrfurcht grenzte. Franklin gab sich stets die größte Mühe, diese Ehrfurcht zu zerstreuen. Nie nutzte er seine Berühmtheit aus oder verhielt sich herablassend. Er nahm die Menschen so, wie sie waren, und konnte mit Königen und Bettlern, Kindern und Erwachsenen, Politikern und Wissenschaftlern gleichermaßen gut umgehen. Vielleicht lag es daran, dass sich seine Neugier nicht nur auf alle Gegenstände, sondern auch auf alle Personen erstreckte, die ihm begeg-

neten. Doch wir müssen uns seine Leistungen auf dem Gebiet der Elektrizität etwas näher ansehen, und sei es auch nur, um uns an eine Welt zu erinnern, die bisher zurechtgekommen war, ohne die geringste Ahnung davon zu haben.

Die einzige Form der Elektrizität, die bekannt war, als Franklin sie zu erforschen begann, war die heute so genannte statische Elektrizität, die wir als einen leichten Schlag verspüren, wenn wir an einem kalten, trockenen Tag über einen Teppich schlurfen und einen Gegenstand berühren. Erst 1740 hatten Naturforscher an der Universität Leiden eine Methode entdeckt, statische Elektrizität zu erzeugen und zu speichern, indem sie ein mit Metallfolie überzogenes zylindrisches Glasgefäß in Drehung versetzten und gegen ein Stück Filz reiben ließen. Ein englischer Freund übersandte Franklin eine solche Flasche, und er stellte sofort Versuche an, welche Gegenstände in der Nähe dieser Flasche Funken auslösten und welche von ihr abgestoßen wurden (beispielsweise Korken, die an einem Faden aufgehängt waren). Eine seiner frühesten Entdeckungen war, dass ein spitzer Metallstab einen Funken aus größerer Entfernung anzog als ein abgestumpfter. Franklin und seine Freunde in Philadelphia führten verschiedene ausgeklügelte Versuche durch, mit denen sie sich gegenseitig elektrische Schläge zufügten und die elektrische Kraft zum Antrieb von Windrädchen nutzten sowie die Teilnehmer an geselligen Abenden verblüfften. Daneben versuchten sie herauszufinden, was das «elektrische Fluidum» bewirken konnte und was nicht. Franklin konnte beinahe auf Anhieb zwischen positiven und negativen elektrischen Ladungen sowie Leitern und Nichtleitern (zwei Begriffe, die auf ihn zurückgehen) unterscheiden, und nach wenigen Jahren war er davon überzeugt, dass Blitze nichts anderes waren als mächtige elektrische Funken zwischen entgegengesetzt geladenen Wolken sowie zwischen Wolken und der Erde. Im November 1749 erstellte er eine Liste mit einem Dutzend Übereinstimmungen zwischen Blitzen und dem «elektrischen Fluidum», mit dem er experimentiert hatte (gekrümmte Richtung, schnelle Bewegung, ein Krachen oder lautes Geräusch bei der Entladung) und fragte sich: «Da sie in allen Besonderheiten, in denen wir sie bereits vergleichen können, übereinstimmen, ist es nicht wahrscheinlich, dass sie sich auch darin gleichen [dass sie elektrisch sind]?» Und er fügte hinzu: «Man sollte das Experiment machen.» Ausführlich legte Franklin seine Beobachtungen 1751 in London in einem Buch dar, das sogleich ins



Eine Batterie Leidener Flaschen zur Speicherung statischer Elektrizität.

Französische übersetzt wurde und im Jahr darauf in Paris erschien. Darin schlug er ein Experiment vor, bei dem ein langer spitzer Eisenstab von der Spitze eines Turmes oder eines Kirchendachs in die Nähe eines elektrisch geladenen Glaszylinders am Erdboden geführt würde. Wenn während eines Gewitters von der Stange ein Funken auf das Glas übersprang, würde dies beweisen, dass Blitze elektrisch sind. Französische Naturforscher, die diesen Instruktionen folgten, führten das Experiment erfolgreich durch, einen Monat, bevor sich Franklin das einfachere Experiment mit dem elektrischen Drachen ausdachte. Plötzlich war er berühmt. Seine Experimente, die in guter naturwissenschaftlicher Manier durch Wiederholung bestätigt wurden, gaben der Welt nicht nur ein neues Verständnis der Elektrizität, sondern bahnten auch einer neuen Technik zum Schutz von Schiffen und Gebäuden vor Blitzeinschlägen den Weg: dem Blitzableiter. Danach war er ein gefragter Berater, wenn es um den Schutz von Gebäuden vor Blitzeinschlägen und Abhilfe bei schlecht ziehenden

Kaminen ging. Später plante und beaufsichtigte er die Montage der Blitzableiteranlage am Königlichen Zeughaus in Purfleet. Die zugespitzten Stangen waren eine Anwendung seiner ersten einfachen Beobachtung, dass Spitzen am wirkungsvollsten Funken sowohl von einem entgegengesetzt geladenen Glaszylinder anzogen als auch von einer gleich geladenen Röhre abstießen. Spitze Blitzableiter, so seine spätere Entdeckung, würden sich «geräuschlos an einer Wolke aufladen, bevor diese so weit kommt, sich zu entladen».

Nicht nur diese praktischen Anwendungen, sondern auch deren theoretische Grundlegung brachten ihm die Hochachtung der Naturforscher ein. Die Schlussfolgerungen, die Franklin aus seinen Experimenten zog, legten das Fundament für die gesamte spätere Forschung auf dem Gebiet der Elektrizität. Doch dem Franklin, den wir näher kennen lernen möchten, dürften die praktischen Anwendungen besonders am Herzen gelegen haben. Wir haben uns ihm zuerst über seine unbändige Wissbegierde und deren fruchtbare Ergebnisse angenähert, da sie einen markanten, dauerhaften und wesentlichen Teil seiner Persönlichkeit ausmachen. Er setzte seine vielfältigen Experimente bis ans Ende seines Lebens fort, selbst als er von dringenden öffentlichen Angelegenheiten in Beschlag genommen wurde. Doch wir haben es mit einem vielschichtigen Menschen zu tun. Seine persönlichen Wertvorstellungen veranlassten ihn dazu, seine naturwissenschaftlichen Hypothesen und Entdeckungen seinem hauptsächlichlichen Daseinszweck unterzuordnen. Dies lässt sich implizit seiner Weigerung entnehmen, sich auf eine Auseinandersetzung mit Menschen einzulassen, die seine wissenschaftlichen Hypothesen in Frage stellten. Als ein anderer Naturforscher eine ausführliche Abhandlung verfasste, in der er zu dem Ergebnis kam, Blitzableiter müssten am oberen Ende stumpf statt spitz sein, und Franklin wegen dessen entgegengesetzter Meinung schmähete, rechneten alle mit einer Erwiderung Franklins; dieser verzichtete jedoch darauf wegen seiner «extremen Abneigung», einen öffentlichen Disput über philosophische Fragen zu führen. Experimente würden eines Tages zeigen, ob er sich geirrt hatte. Bis dahin würde eine öffentliche Verteidigung seiner Theorien nur eine Eitelkeit verraten, die er möglicherweise verspürte, aber lieber verbarg, auch vor sich selbst.

Tugendhaftigkeit

Franklins Abneigung gegen heftige öffentliche Auseinandersetzungen hinderte ihn nicht daran, eine führende Rolle in den politischen Kontroversen seiner Zeit zu spielen (in denen er sich so stark exponierte, dass viele Europäer in ihm den Mann sahen, der die Amerikanische Revolution ausgelöst hatte). Und während er keinen Sinn darin sah, sich über naturwissenschaftliche Theorien oder Meinungen zu streiten, die sich durch Beobachtungen oder Experimente bestätigen oder widerlegen ließen, blieb er nicht so gelassen, wenn es um religiöse Fragen ging, die man weder beweisen noch widerlegen konnte, die jedoch – vermutlich gerade deshalb – in der Regel als absolute Wahrheiten postuliert und verteidigt wurden. Die Menschen verspüren ein Bedürfnis, zu wissen, wer sie sind, und dabei gelangen sie oft zu höchst entschiedenen Meinungen über einen Gott, der sie erschaffen hat.

Franklin bildete da keine Ausnahme. Seine Wissbegier gegenüber der Welt, in der er lebte, führte ihn nach und nach zurück zu deren Schöpfer und den Gesetzen, denen er womöglich sein gesamtes Schöpfungswerk – nicht nur Wasser, Luft und Erde, sondern auch die Menschen, mit denen er die Erde bevölkerte – unterworfen hatte. Als junger Mann machte sich Franklin viele Gedanken über diese Fragen und änderte mehr als einmal seine Meinung dazu. Nachdem sich sein Glaube schließlich gefestigt hatte, machte er nicht viele Worte darum, vielmehr wies dieser Glaube unausgesprochen all seinem Tun und Trachten die Richtung. Um ihn näher kennen zu lernen, müssen wir genau beobachten, was er tat – er sagte immer, Taten sprächen lauter als Worte –, aber wir können sein Wirken während eines langen und aktiven Lebens besser verstehen, wenn wir zunächst seine Bemühungen verfolgen, sich darüber klar zu werden, welche Taten Gott von ihm erwartete.

Offenbar zweifelte Franklin zu keiner Zeit an der Existenz Gottes oder daran, dass Er die Welt erschaffen hatte – wie sollte sie sonst entstanden sein? –, doch er zögerte, alle die widersprüchlichen Meinungen über Ihn anzuerkennen, die von den diversen religiösen Sekten und Kirchen mit solcher Gewissheit verbreitet wurden. Als Jugendlicher in Boston wohnte Franklin den Predigten verschiedenster Geistlicher bei, die allesamt die Bedeutung Gottes für den Menschen mit einer Heilsgewissheit verkündeten, die sich nach

ihren Worten auf die unmittelbare Selbstoffenbarung des Herrn in der Bibel stützte. Boston war der Hauptsitz des Puritanismus in Neuengland, der sich in seinen kongregationalistischen Kirchen verkörperte. Als Franklin die Stadt 1723 mit siebzehn Jahren verließ, gab es sechs dieser Kirchen in Boston, viele mit zwei Pfarrern, die rund 1500 Familien seelsorgerisch betreuten. Daneben gab es eine anglikanische (episkopale) und eine baptistische Kirche sowie eine kleine Quäkergemeinde. Doch diese sprachen nur wenige Menschen an und sicherlich nicht die Mitglieder der Familie Franklin.

In der Old South Church, der Franklins Vater als aktives Mitglied angehörte, hörte Franklin von einem Gott, der Seine Menschen aufgeteilt hatte in solche, die er am Weltende zu sich in den Himmel rufen würde, und solche, die er zur ewigen Verdammnis in der Hölle bestimmt hatte. Sie alle verdienten die Hölle, weil ihr Urvater Adam gesündigt hatte, doch Christus, der Sohn Gottes, war gestorben, um jene zu erretten, die an Ihn glaubten. Der Glaube kam nur zu den wenigen, die Gott nach eigenem Gutdünken mit einem inneren Erweckungserlebnis begnadete, der so genannten Bekehrung, die mit heftiger innerer Wirrnis und einer Gewissensprüfung verbunden war, bevor die Glaubensgewissheit einkehrte. Einzig auf den Glauben kam es an. Ein gutes Verhalten oder «gute Werke», die Befolgung der biblischen Gebote Gottes, konnten aus dem Glauben hervorgehen, waren für sich selbst jedoch ohne Belang. Sie waren gut, weil Gott sie befohlen hatte, doch nur Christus hatte sie vollkommen ausgeführt, und nur indem sie durch den Glauben an Ihn seiner Vollkommenheit teilhaftig wurden, nicht durch ihre eigenen schwachen Bemühungen, konnten einige Menschen gerettet werden.

Franklin hörte diese Ideen in seiner Kirche und bei Besuchen anderer, darunter auch der Kirche, in der sie von dem berühmten Prediger und Schriftsteller Cotton Mather verkündet wurden. Er hörte sie auch zu Hause, wo sein Vater Josiah, ein frommer Kerzenzieher, sich große Mühe gab, sie seinen elf Kindern zu vermitteln. Josiah hatte ursprünglich gehofft, dass sein jüngster Sohn die Laufbahn eines Geistlichen einschlagen würde. Erst als das Schulgeld für ihn unerschwinglich wurde, gab er ihn seinem Bruder James in die Lehre, vor dessen brüderlicher Tyrannei Benjamin jedoch nach Philadelphia floh. Es darf allerdings bezweifelt werden, dass Franklin jemals einen Platz innerhalb der Geistlichkeit gefunden hätte, ob in Neuengland oder anderswo. Er war erst fünfzehn, als ihn die ersten

Zweifel am Christentum beschlichen, so wie es in der Kirche gepredigt wurde. Bei der Lektüre von Büchern, die es verteidigten, stieß er auf die Argumente von Leuten, die es in radikaler Weise angegriffen hatten. In England verwarfen einige «Deisten» einen Gott, der den größten Teil der Menschheit zu ewigen Qualen verdammt, weil ein angeblicher Urvater eine Sünde begangen haben sollte. Ihr Gott war ein unendlich gütiges Wesen, und Er offenbarte sich den Menschen nur durch das, was Er sichtlich in Seinem sichtbaren Universum wirkte, nicht durch unmittelbare Offenbarung in der Bibel und nicht durch Inkarnation in einem Sohn namens Jesus.

Als Franklin die Argumente empörter Christen gegen diese Anschauungen las, fand er das, was widerlegt werden sollte, überzeugender als die Widerlegung selbst. Als er Boston verließ und zunächst nach Philadelphia und später nach England ging, war er ein überzeugter Deist. Es wäre töricht gewesen, diese Tatsache in Boston oder auch in Philadelphia bekannt zu machen, aber er verfolgte seine Gedanken über Gott und das Universum weiter, ohne sich auf die Autorität der Bibel zu stützen, die von seinen Pfarrern so selbstsicher für das Wort Gottes genommen wurde. Als er in England ankam, wo es zahlreiche Deisten und «Freidenker» gab, war er bereit, seine eigenen – ebenso kühnen wie verblüffenden – Schlussfolgerungen aus den deistischen Prämissen öffentlich zu machen. In prallem jugendlichem Selbstbewusstsein – er war noch nicht einmal zwanzig Jahre alt – verfasste und druckte er eine kurze Flugschrift, in der er ohne viel Federlesens den Nachweis führte, dass Gott in Seiner Schöpfung keinen Raum für Religion oder für einen Unterschied zwischen richtig und falsch, guten und schlechten Werken gelassen hatte. Da Er allmächtig und gütig war, musste er Seine Welt und alles und jedermann in ihr mit der Fähigkeit versehen haben, nur so zu handeln, wie Er es wollte. Es war deshalb müßig, sich darüber zu streiten, ob irgendetwas richtig oder falsch war. Alles, was jemand tat oder getan hatte, war von vornherein richtig. Andernfalls hätte Gott es gar nicht erst zugelassen.

Obwohl ihm diese Flugschrift die Aufmerksamkeit anderer Deisten in London einbrachte, bedauerte Franklin sehr bald seine ober-schlaue Disqualifizierung der Moral. Wie er 46 Jahre später in seiner Autobiographie mit heiterer Selbstkritik schrieb, wurde sein Bedauern durch das Verhalten von zwei Freunden ausgelöst, die er von seinen Ansichten überzeugt hatte. Sie bewiesen ihm ihre «Be-

kehrung», indem sie sich weigerten, ihm das Geld zurückzuzahlen, das er ihnen geliehen hatte (warum sollten sie, da ja alles, was sie taten, richtig war?). Ihr dreister Vertrauensbruch führte ihn zu der Überlegung, dass «diese Lehre, möchte sie auch wahr sein, doch nicht sehr von Nutzen war». Nach diesem Eingeständnis gelangte er zu dem Schluss, dass sie wahrscheinlich nicht einmal wahr sei, dass sich ein logischer Fehler in seine Argumentation eingeschlichen hatte, «der alles darauf Folgende angesteckt hatte, wie das wohl bei metaphysischen Erörterungen nicht selten der Fall ist», Erörterungen, die sich durch objektive Tatsachen weder beweisen noch widerlegen lassen.

Nachdem Franklin seine eigenen «metaphysischen Erörterungen» verworfen hatte, kehrte er nicht zu den religiösen Dogmen zurück, wie sie die Geistlichen in Boston von der Kanzel gepredigt hatten. Er sollte zeit seines Lebens weder die Bibel als göttliche Offenbarung noch Jesus als den Sohn Gottes akzeptieren. Doch bezeichnenderweise entdeckte er ein neues Fundament für die christliche Moral in der Nützlichkeit, die in seiner Argumentation gegenüber seinen Freunden, alles habe seine Richtigkeit, misslicherweise gefehlt hatte. Jetzt vertrat er die Ansicht, dass «obschon gewisse Handlungen nicht schlecht sind, bloß *weil* die geoffenbarte Lehre sie verbietet, oder gut, *weil* sie selbige vorschreibt, doch – in Anbetracht aller Umstände – jene Handlungen uns wahrscheinlich nur, *weil* sie schlecht für uns waren, verboten, oder *weil* sie uns zuträglich waren, anbefohlen worden sind».

So schilderte Franklin seinen Sinnes- und Gesinnungswandel in seinen Lebenserinnerungen, und anscheinend war es eine wahrheitsgetreue Schilderung. Dieselbe Meinung über die Moral verkündete er in seinem *Poor Richard's Almanack* von 1739 in leicht abgewandelter Form: «Eine Sünde ist nicht deshalb schädlich, weil sie verboten ist, sondern sie ist verboten, weil sie schädlich ist ... Und ebenso ist eine Pflicht nicht deshalb nützlich, weil sie uns auferlegt ist, sondern sie wird uns auferlegt, weil sie nützlich ist.» Erst nachdem Franklin lange über die Frage nachgedacht hatte, was schädlich und was nützlich für ihn selbst und die übrige göttliche Schöpfung sei, gelangte er zu diesem Deutungsschlüssel für die zehn Gebote. In den Jahren, nachdem er seine jugendliche Ablehnung jeglicher Moral widerrufen hatte, unternahm er mehrere Versuche, seine persönlichen religiösen Überzeugungen niederzuschreiben, und wahr-

scheinlich sind nicht alle davon überliefert. Einmal bekundete er, an einen einzigen höchsten Gott zu glauben, der über einigen niedrigeren Göttern stehe, von denen einer unsere Welt erschaffen habe; und er ersann ein ausgefeiltes Ritual für einen privaten deistischen Gottesdienst, der an die Stelle des Gottesdienstes in den Kirchen treten sollte. Außerdem formulierte er verschiedene Definitionen der Tugenden, die Gott wegen ihrer Nützlichkeit zum Gebot gemacht hatte, und er plante bereits 1731 ein Buch, das fünfzig Jahre später noch immer der Vollendung harrte. Es sollte die Kunst der Tugendhaftigkeit behandeln, ein praktischer Ratgeber zur Erlangung sittlicher Vortrefflichkeit sein, der zu einer Art Manifest einer internationalen Organisation zur Tugendförderung werden sollte. Es ist unmöglich, die Entwicklung des ethischen Denkens von Franklin in seinen frühen Jahren präzise zu rekonstruieren. Offenkundig hatte er zu der Zeit, als er von England nach Philadelphia zurückkehrte, für sich beschlossen, dass Tugendhaftigkeit, also Sittlichkeit, keineswegs belanglos, sondern vielmehr das Wesen aller wahren Religion einschließlich des Christentums war. Vielleicht hegte er die Hoffnung, christliche Kirchen dazu bewegen zu können, diese Ansicht zu übernehmen. Jedenfalls unternahm er einen Versuch mit der presbyterianischen Kirche in Philadelphia.

In den 1730er Jahren waren die Presbyterianer die größte religiöse Gemeinde und hatten selbst die Quäker überflügelt, die fünfzig Jahre zuvor die Stadt gegründet hatten. Die Presbyterianer verkündeten dieselben Lehren, die Franklin so oft in Boston gehört hatte, doch 1734 bestellte die Kirche in Philadelphia einen Prediger aus Irland, Samuel Hemphill, der den in die Jahre gekommenen Pastor Jedidiah Andrews (einen Absolventen der Harvard-Universität und Neuengländer) unterstützen sollte. Ohne dass Andrews davon wusste, vertrat Hemphill ähnliche Ansichten über die Bedeutung eines sittlichen Lebenswandels wie Franklin, und Franklin begann die Kirche zu besuchen, erfreut über diese Bekräftigung seiner eigenen Glaubensvorstellungen. Hemphill, der mitreißender predigte als Andrews, erlangte schnell eine Popularität, die seine häretischen Anschauungen über die Sittlichkeit für die orthodoxen Presbyterianer noch bedrohlicher machte. Die Presbyterianer unterschieden sich von den Kongregationalisten darin, dass die einzelnen Gemeinden (Kongregationen) der Aufsicht einer Synode unterstellt waren, die alle Geistlichen in der Region umfasste, und diese Körperschaft bezichtigte Hemp-

hill alsbald der Häresie. Franklin kam ihm in Zeitungsartikeln und Flugschriften zu Hilfe, die jedoch den Argwohn der Synode über den Inhalt der Predigten Hemphills bestätigten. Obendrein bestritt Franklin der Synode das Recht, darüber zu bestimmen, was Hemphill oder ein anderer Geistlicher in der Kirche lehrte.

In diesen Artikeln legte Franklin deutlicher als irgendwo sonst seine Sicht des Christentums dar, wie es in seinen Augen sein sollte. Während die Bostoner Prediger, die er gehört hatte, den Glauben zum höchsten Daseinszweck des Menschen erklärt und der sittlichen Lebensführung keinen Wert beigemessen hatten, außer dass sie ein Anzeichen des Glaubens sein könne, erklärte Franklin unumwunden: «Sittliche Gesinnung oder Tugendhaftigkeit ist das Ziel, der Glaube nur ein Mittel, dieses Ziel zu erreichen: und es spielt keine Rolle, mit welchen Mitteln dieses Ziel erreicht wird.» Er verspottete die Vorstellung, der Sündenfall Adams oder die Rechtfertigung durch Christus könne von den Nachkommen Adams geerbt oder ihnen «angelastet» werden. Menschen, die dazu erzogen wurden, recht zu handeln, hätten die «spirituellen Qualen und Erschütterungen» nicht nötig, von denen die Bekehrungen begleitet würden, die angeblich zum Glauben führten. Die Heiden mochten zum Christentum bekehrt werden, doch Menschen, die im christlichen Sittenkodex erzogen wurden, hätten keine Bekehrung nötig. Und sie könnten auch nicht erwarten, durch die Rechtfertigung Christi gerettet zu werden. Sie müssten ihre Rettung durch eigene Rechtfertigung (vor Gott) erlangen.

Franklins Verteidigung dieser Ansichten als derjenigen Hemphills (was vermutlich zutrifft) hätte genügt, um diesen zu verurteilen, doch die Synode musste darüber gar nicht erst befinden, da sie entdeckte, dass Hemphill seine wortgewaltigen Predigten von bekennenden englischen Deisten (Arianern) abgeschrieben hatte. Das reichte als Grund aus, um ihn von seinem Amt zu suspendieren. In Schmach und Schande musste er die Stadt verlassen, und Franklin verließ die Kirche, um nie mehr in ihre Arme zurückzukehren und sich nie mehr an öffentlichen Kontroversen über religiöse Fragen zu beteiligen.

Alle amerikanischen Kolonien standen damals im Bann einer religiösen Erweckungsbewegung, die Tausenden jene spirituellen Qualen und Erschütterungen der Bekehrung brachten, die Franklin verabscheute. Doch statt diese Bewegung anzuprangern, berichtete er in seiner Zeitung über ihre Triumphe und stellte sich auf guten Fuß

mit dem Mann, der am meisten zu ihrer Stärkung beigetragen hatte, dem englischen Wanderprediger George Whitefield. Die emotionalen Auswüchse dieser religiösen Erweckung führten zu einer Spaltung der amerikanischen Kirchen in jene, die darin ein Werk Gottes sahen, und jene, die sie als schwärmerischen Unfug verurteilten. Doch Franklin hielt sich aus diesem Kampf heraus – sollten andere ihren nutzlosen Streit über ein triviales Erlebnis fortsetzen. Für ihn gab es wichtigere Dinge, über die er nachdenken musste.

Wenn ihn die Erinnerung in seiner Autobiographie nicht getrogen hat, formulierte er kurz vor dem Prozess gegen Hemphill seine dauerhafteste Definition der Tugenden, die er in seinem Leben ohne die Hilfe einer Kirche oder von Geistlichen anstreben wollte. Wir müssen uns diese Tugendliste Franklins, durch die er eine «moralische Vollkommenheit» zu erlangen suchte, genauer ansehen, da sie jeden, der ihn besser kennen lernen will, vor ein Rätsel stellt. Sie findet sich im 2. Teil der *Autobiographie*:

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de